Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

14 (6.4.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 14. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 6. April 1855.

Die Lebendig-Todte.

I.

Gegen Ende des Jahres 1834 waren wir eines Tages in einem kleinen Salon neben dem Fechtsaale von Grisier und hörten mit dem Rappiere in der Hand und der Cigarre im Munde den gelehrten Theorien unseres Professors zu, die von Zeit zu Zeit durch Anecdoten unterbrochen wurden, als die Thüre sich öffnete und Alfred von Nerval eintrat.

Er war einer von Grisier's guten Schülern und doch seit beinahe drei Jahren nicht auf dem Fechtboden erschienen. Das lezte Mal, wo er erschienen war, hatte er ein Duell am folgenden Tage, und da er die Wahl der Waffen nicht hatte, so kam er nur, um sich mit dem Meister die Hand zu stärken. Seit dieser Zeit hatte ihn Grisier nicht wiedergesehen; er hatte nur gehört, daß er Frankreich verlassen habe und nach London gezogen sei.

Grisier, der auf den Ruf seiner Schüler eben so viel hält, wie auf den seinigen, gab ihm nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen ein Rappier in die Hand und wählte ihm unter uns einen Gegner von seiner Stärke aus. Dieser war der arme Labattüt, der nach Italien abreiste und in Pisa ein einsames und unbekanntes Grab fand.

Beim dritten Gange stieß Labattüts Rappier auf den Handgriff seines Gegners, brach drei Zoll unter dem Knopfe ab, ging durch den Kopf und zerriß den Hemdärmel, der sich mit Blut färbte. Labattüt warf sogleich das Rappier weg, er glaubte gleich uns, Alfred sei gefährlich verwundet.

Glücklicherweise war es nur eine Schramme; allein als Alfred den Hemdärmel in die Höhe streifte, sahen wir eine andere Wunde, die gefährlicher gewesen seyn mußte; eine Pistolenkugel war ihm durch die Schultermuskeln gedrungen.

— Ei, sagte Grisier erstaunt, ich wußte nicht, daß Sie diese Wunde hatten!

Grisier kannte uns nämlich Alle, wie eine Amme ihre Kinder; keiner seiner Schüler hatte einen Stich am Körper, dessen Datum und Ursache er nicht wußte. Er könnte eine sehr belustigende und scandalöse Liebesgeschichte schreiben, wenn er diese Degenstöße erzählen wollte, deren Antecedentien er kennt, allein das würde zu viele Unannehmlichkeiten in den Salons verursachen und folglich seiner Anstalt zu großen Schaden thun; er hat Memoiren geschrieben, die erst nach seinem Tode erscheinen werden.

— Ich habe sie den Tag nachher erhalten, als ich mit Ihnen focht, und bin an demselben Tage, wo ich sie erhielt, nach England abgereist, antwortete Alfred.

— Ich hatte Ihnen immer gesagt, sich nicht auf Pistolen zu schlagen. Allgemeine Regel: Der Degen ist die Waffe des Tapferen und des Edelmannes, der Degen ist die kostbarste Reliquie, welche die Geschichte von den großen Männern aufbewahrt hat. Man spricht vom Degen Karls des Großen, vom Degen Bayards, vom Degen Napoleons, allein wer hat je von ihren Pistolen geredet? Die Pistole ist die Waffe des Räubers; mit der Pistole auf der Brust läßt man falsche Wechsel unterschreiben, mit der Pistole in der Hand hält man einen Postwagen im Walde an; mit einer Pistole erschießt sich der Banquerotirer . . . Die Pistole, pfui! Der Degen, er ist der Gefährte, der Vertraute, der Freund des Mannes; er schüzt seine Ehre oder rächt sie.

— Nun, aber weshalb, fragte Alfred lächelnd, haben Sie sich bei dieser Ueberzeugung vor zwei Jahren geschossen?

— Mit mir ist es etwas Anderes; ich muß jede Waffe annehmen, die man wählt; ich bin Fechtmeister, und dann gibt es Umstände, in denen man die auferlegten Bedingungen nicht zurückweisen darf . . .

— Nun, ich befand mich unter solchen Umständen, lieber Grisier, und Sie sehen, daß ich mich nicht schlecht aus der Sache gezogen habe . . .

— Ja, mit einer Kugel in der Schulter.

— Das war immer besser, wie eine Kugel in's Herz.

— Und darf man die Ursache dieses Duells wissen?

— Verzeihung, lieber Grisier, aber die Geschichte ist noch ein Geheimniß, später sollen Sie sie erfahren.

Alfred nahm mich mit zum Souper und erzählte mir die Geschichte.

II.

— Du weißt, begann Alfred, daß ich mich der Malerei widmete, als mein braver Onkel starb und meiner Schwester und mir jedem 30,000 Franks Rente hinterließ.

Ich verbeugte mich als Zeichen der Zustimmung zu dem, was Alfred sagte, und aus Hochachtung für den Schatten dessen, der eine so schöne Handlung begangen hatte, als er Abschied von dieser Welt nahm.

— Ich beschloß, zu reisen, Schottland, die Alpen, Italien zu sehen; ich traf mit meinem Notar eine Uebereinkunft und reiste nach Havre ab, weil ich England zuerst zu bereisen wünschte.

In Havre erfuhr ich, daß Dauzat's und Jadin an dem andern Ufer der Seine in einem kleinen Städtchen, Namens Trouville wohnten. Ich wollte Frankreich nicht verlassen, ohne zweien Cameraden vorher die Hand zu drücken. Ich bestieg das Paquetboot; zwei Stunden später war ich in Honfleur und am folgenden Morgen in Trouville; leider waren sie Tags zuvor abgereist.

Du kennst diesen kleinen Hafen mit seiner Bevölkerung von Fischern; er ist einer der pittoreskesten in der Normandie. Ich blieb einige Tage dort und besuchte die Umgegend. Dann hörte ich Abends am Kaminfeuer meine ehrbare Wirthin, die Frau Oserain, ziemlich sonderbare Abenteuer erzählen, deren Schauplaz seit einem Vierteljahre das Departement des Calvados, des Loiret und der Manché war. Diebstähle wurden mit wunderbarer Geschicklichkeit oder Kühnheit begangen; Reisende waren zwischen den Dörfern Buisson und Sallenes verschwunden. Man hatte den Postillon mit verbundenen Augen an einen Baum gebunden, den Postwagen auf der Landstraße und die Pferde in der benachbarten Wiese ruhig weiden gefunden. Eines Abends, als der Generaleinnehmer von Caen einen jungen Mann von Paris, Namens Horaz von Beuzeval, und zwei seiner Freunde zum Abendessen gebeten hatte, welche die Jagdzeit im Schlosse Burcy, von Trouville etwa fünfzehn Stunden entfernt, zubrachten, hatte man seine Casse erbrochen und ihm eine Summe von 70,000 Fr. gestohlen. Endlich war der Einnehmer von Pont-l'Evèque, der 12,000 Fr. in Lisieux abliefern wollte, ermordet und in die Tonques geworfen, und von diesem kleinen Flusse wieder an's Ufer geworfen worden. Die Meuchelmörder waren völlig unbekannt geblieben troz der Thätigkeit der Pariser Polizei, die anfing, über diese Räubereien

unruhig zu werden und einige ihrer geschicktesten Agenten in diese Departements geschickt hatte.

Diese Ereignisse, welche von Zeit zu Zeit einige der Feuersbrünste erhellte, deren Ursache man nicht kannte und welche die Oppositionsjournale damals der Regierung zuschrieb, versezte die ganze Normandie in einen Schrecken, der bis dahin in diesem guten Lande unbekannt war. Was mich anbelangt, so gestehe ich, daß ich alle diese Geschichten nicht glaubte.

Doch war ich bald gezwungen, an die Wahrheit dieser Erklärung zu glauben. Ein reicher Engländer, der von Havre nach Alençon reiste, wurde mit seiner Frau eine halbe Stunde von Dives angehalten, wo er die Pferde gewechselt hatte; der Postillon wurde geknebelt und gebunden in den Wagen geworfen, und die Pferde, die ihren Weg kannten, waren im gewöhnlichen Trabe in Nanville angekommen, hatten vor der Post angehalten und waren ruhig bis zum Tag stehen geblieben. Als mit Tagesanbruch ein Stallknecht die große Thüre öffnete, fand er den Wagen noch angespannt und Niemand in ihm, als den armen geknebelten Postillon. Dieser wurde sogleich zum Maire geführt und erklärte, er sei auf der Landstraße von vier maskirten Leuten angefallen worden, die ihrem Anzuge nach der niedersten Classe der Gesellschaft anzugehören schienen. Sie hatten ihn gezwungen, zu halten, und die Reisenden hatten aussteigen müssen. Als der Engländer sich vertheidigte, hörte er einen Pistolenschuß fallen und fast unmittelbar darauf Seufzen und Wehklagen, aber er hatte Nichts gesehen, da er mit dem Gesichte auf der Erde lag; ausserdem war er einen Augenblick später geknebelt und in den Wagen geworfen worden, der ihn ebenso direct zur Post gebracht hatte, als wenn er seine Pferde geführt hätte, statt von ihnen geführt zu seyn. Die Gendarmerie begab sich sogleich auf den bezeichneten Plaz; man fand wirklich den Leichnam des Engländers in einem Graben, er war von zwei Dolchstichen durchbohrt. Von seiner Frau entdeckte man keine Spur. Dieß Ereigniß hatte sich kaum zehn oder zwölf Stunden von Trouville zugetragen; der Körper des Schlachtopfers war nach Caen gebracht worden. Ich konnte also nicht mehr zweifeln, wäre ich auch so ungläubig gewesen, wie der heilige Thomas, denn ich konnte binnen vier oder fünf Stunden gleich ihm die Finger in die Wunden legen.

— Drei oder vier Tage nach diesem Ereignisse und am Tage vor meiner Abreise beschloß ich, Abschied von dieser Küste zu nehmen. Ich ließ das Schiff unter Segel gehen, welches ich für vier Wochen gemiethet hatte, wie man in Paris eine Remise miethet; sodann ließ ich, da der Himmel und das Wetter unveränderlich zu seyn schien, mein Mittagsessen und meine Malergeräthschaften an Bord bringen und stach, allein die ganze Bemannung bildend, in See.

— Wirklich, unterbrach ich ihn, ich weiß, daß Du Dir auf Deine Seemannskunst Etwas einbildest, und ich erinnere mich, daß Du Deine Lehrzeit zwischen der Tuilerien- und Concordienbrücke in einem Schiff mit amerikanischer Flagge gehalten hast.

Ja, fuhr Alfred lächelnd fort, allein meine Anmaßung wäre mir bald verderblich geworden; anfangs ging Alles gut; ich hatte einen kleinen Fischerkahn mit einem Segel, welches ich vom Steuer aus richten konnte; der Wind kam von Havre und ich glitt auf dem spiegelglatten Meere mit wirklich wunderbarer Schnelligkeit dahin. Ich legte so etwa acht oder zehn Stunden binnen drei Stunden zurück; sodann legte sich der Wind plözlich und der Ocean wurde ruhig wie ein Spiegel. Ich war gerade der Mündung der Orne gegenüber; ich hatte zur Rechten die Felsen von Lyon und zur Linken die Ruine einer Abtei, die zum Schlosse Bucy gehörte; es war eine vollständige Landschaft und ich hatte nur nöthig, sie zu copiren. Ich ließ das Segel fallen und sezte mich an's Werk.

— Ich war so mit meiner Zeichnung beschäftigt, daß ich nicht sagen kann, wie lange ich arbeitete, als ich über mein Gesicht einen der warmen Winde streichen fühlte, welche die Annäherung eines Sturmes verriethen. Gleichzeitig änderte das Meer seine Farbe und wurde aschgrau, während es früher grün war. Ich wandte mich an's Land; ein Bliz zuckte am Himmel, der mit so schwarzen und dicken Wolken bedeckt war, daß der Strahl eine Kette von Bergen zu spalten schien; ich glaubte, es sei kein Augenblick zu verlieren. Der Wind hatte sich, wie ich am Morgen gehofft hatte, mit der Sonne gedreht; ich hißte mein kleines Segel auf und steuerte nach Trouville, damit ich im Falle der Noth an der Küste scheitern konnte. Ich hatte noch keine Viertelstunde gemacht, so schlappte das Segel am Mast; ich ließ beide sogleich herab, denn ich traute dieser scheinbaren Ruhe nicht. Wirklich kreuzten sich in einem Augenblicke verschiedene Winde, das Meer begann zu schäumen; man hörte einen Donner. Dieß war ein nicht zu verachtendes Anzeichen, und wirklich kam der Sturm bald mit der Schnelligkeit eines Reitpferdes daher. Ich zog den Rock aus, nahm ein Ruder in jede Hand und begann nach der Küste zu rudern.

Ich war etwa noch zwei Stunden vom Ufer entfernt, glücklicherweise war Fluth, und obgleich der Wind entgegen oder vielmehr weil kein Wind war, sondern nur Windstöße, die sich nach allen Richtungen hin kreuzten, trieb mich die Fluth nach dem Lande hin. Ich that Wunder, indem ich aus allen Kräften ruderte, doch ging der Sturm noch schneller als ich, so daß er mich ereilte. Um das Unglück voll zu machen, begann es dunkel zu werden; doch hoffte ich, das Ufer noch zu erreichen, bevor es völlig Nacht würde.

Ich brachte eine furchtbare Stunde zu. Mein Schiff wurde gleich einer Nußschale umhergeschleudert, folgte allen Bewegungen der Wellen, wurde mit ihnen emporgehoben und sank wieder mit ihnen in den Abgrund. Ich ruderte fortwährend, da ich aber bald sah, daß ich mich unnöthig anstrengte und es leicht möglich war, daß ich mich schwimmend retten mußte, so nahm ich meine beiden Ruder ab, warf sie in die Barke neben den Segel und den Mast, behielt nur die Beinkleider und das Hemd, und legte Alles ab, was meine Bewegungen hindern konnte. Zwei oder drei Mal war ich im Begriffe, ins Meer zu springen, allein die Leichtigkeit der Barke rettete mich; sie schwamm wie Korkholz und es drang kein Tropfen Wasser in sie; nur war von einem Augenblicke zum andern zu fürchten, daß sie scheiterte. Einmal glaubte ich zu fühlen, daß sie anstieß, allein diese Empfindungen waren so rasch und so unbedeutend, daß ich es nicht zu wagen hoffte. Die Dunkelheit war übrigens so tief, daß ich keine zwanzig Schritte weit sehen konnte, so daß ich nicht wußte, in welcher Entfernung ich noch von der Küste war. Plözlich fühlte ich eine heftige Erschütterung; dieß Mal konnte ich nicht mehr zweifeln, daß das Schiff angestoßen war, allein ob gegen einen Felsen oder gegen den Sand, konnte man nicht bestimmen. Eine Woge hatte mich wieder flott gemacht und einige Minuten lang fühlte ich mich mit neuer Gewalt fortgetrieben. Endlich wurde die Barke so stark vorwärts getrieben, daß der Kiel stecken blieb, als das Meer sich zurückzog. Ich verlor keinen Augenblick, nahm meinen Paletot und sprang über Bord; das Wasser ging mir nur bis an die Knie, und bevor die Welle, die ich gleich einem Berge zurückkehren sah, mich einholte, war ich auf dem Strande.

— Du kannst Dir leicht denken, daß ich keine Zeit verlor. Ich warf meinen Paletot auf die Schulter und schritt rasch nach der Küste zu. Bald fühlte ich die runden Kiesel unter mir, welche die Grenze der Fluth anzeigen; ich stieg noch einige Zeit; das Terrain hatte sich von Neuem verändert; ich ging über das hohe Gras, welches auf den Dünen wächst; ich hatte Nichts mehr zu fürchten und blieb stehen.

— Obgleich wir erst in der Mitte Septembers waren, so waren die Nächte doch schon kalt; ich dachte in meinem Geiste nach, wo ich Schuz finden könnte, und erinnerte mich nun der Ruinen, die ich vom Meere aus gesehen hatte, und die von dem Punkte der Küste, auf dem ich mich befand, nicht

entfernt seyn konnten. Ich stieg folglich einen steilen Abhang hinan und befand mich bald auf einer Art Hochebene; ich ging stets vorwärts, denn ich sah vor mir eine schwarze Masse, die ich nicht unterscheiden konnte, die mir aber, mochte sie nun seyn, was sie wollte, einen Schuz darbieten mußte. Endlich leuchtete ein Bliz; ich erkannte die halb eingestürzte Halle einer Kapelle; ich trat ein und befand mich in einem Kloster; ich suchte die Stelle, die noch am festesten stand, und sezte mich in eine Ecke unter einen Pfeiler, um den Tag hier zu erwarten, denn da ich die Küste nicht kannte, so konnte ich mich bei einem solchen Wetter nicht auf den Weg wagen, um eine Wohnung zu suchen. Ausserdem hatte ich auf meinen Jagden in der Vendée und den Alpen, in einer Bretagnischen Hütte oder einer Schweizer Sennhütte zwanzig noch schlimmere Nächte zugebracht. Das einzige Beunruhigende war ein gewisses Ziehen im Magen, welches mich daran erinnerte, daß ich seit zehn Uhr Morgens Nichts genossen hatte. Plözlich erinnerte ich mich, daß ich Frau Oseraie gebeten hatte, an die Taschen meines Paletots zu denken. Ich fuhr schnell mit der Hand nach ihm; meine brave Wirthin hatte meinen Wunsch erfüllt, denn ich fand in der einen Tasche ein kleines Brod und in der andern eine Feldflasche mit Rum. Es war dieß ein den Umständen völlig angemessenes Souper. Deshalb fühlte ich auch sogleich wieder eine sanfte Wärme in meinen Gliedern, die steif zu werden begannen; meine Gedanken, die in der Erwartung einer hungrigen Nachtwache trüb geworden waren, belebten sich wieder, sobald dieses Bedürfniß gestillt war; ich fühlte Schlaf, wickelte mich in meinen Paletot, lehnte mich an den Pfeiler und schlief bald ein, gewiegt vom Tosen des Meeres, welches sich am Ufer brach, und dem Pfeifen des Windes, der sich in den Ruinen fing.

Ich schlief seit etwa zwei Stunden, als ich durch das Knarren einer Thüre erweckt wurde, die in den Angeln kreischend sich wieder schloß. Ich öffnete zuerst die Augen ganz erstaunt, wie es der Fall ist, wenn man aus einem unruhigen Schlaf geweckt wird, sodann erhob ich mich sogleich, befolgte aber die instinctmäßige Vorsicht, mich hinter meinem Pfeiler zu verbergen . . . Ich mochte mich aber umblicken, so viel ich wollte, ich sah Nichts, ich hörte Nichts; doch blieb ich nichts desto weniger auf meiner Hut, denn ich war überzeugt, daß das Geräusch, welches ich gehört hatte, ein wirkliches gewesen war und daß mich kein Traum getäuscht hatte. (Fortsez. folgt.)

Kampf mit einem Tiger.

(Nach brieflichen Mittheilungen eines afrikanischen Missionärs.)

Der folgende Tag war zu einer Tigerjagd im Hochwalde bestimmt. Die Missionäre zogen frisch und munter mit einer großen Schaar Hottentotten aus. Noch waren sie nicht sehr weit in den Hochwald gedrungen, als sie die Spuren von der Nähe ihres Wildes fanden, denen sie muthig nachgingen, während die Hottentotten sich ängstlich scheu aneinander drängten. Die Spuren führten sie bald in den tiefen Wald. Sie zogen eine Zeit lang unter hochstämmigen Palmen und Bananen hin, bis sie an ein niedriges Dickicht kamen, in welchem sie der vielen, auslaufenden Spuren wegen den Tiger vermuthen mußten. Da das Gebüsch aber zu dicht war, um in dasselbe eindringen zu können, so wurden einige Schüsse abgefeuert, um den Tiger mobil zu machen, und wirklich, — gleich darauf ließ sich ein Rauschen und Rasseln vernehmen, ein Knicken der Zweige und das dumpfe Geräusch mächtiger Sprünge. Ihre Augen blickten durchdringend nach der Gegend, aus welcher sich dieses verdächtige Anzeichen hören ließ, und an einer Stelle, wo das Gebüsch besonders niedrig war, sahen sie in der That das bunte Fell des Tigers einige Mal über den grünen Büschen erscheinen, wie er in mächtigen Säzen nach der rechten Seite hin entfloh. Da sich das Gebüsch bis an den Fluß hinzog, und nicht zu erwarten war, daß der Tiger dasselbe verlassen werde, so beschlossen sie, das Dickicht rings zu besezen, und durch wiederholte Schüsse den Tiger aufzuregen, bis er sich in den freieren Hochwald herauswagen würde. So zog denn der ganze Jagdtroß nach der Seite hin, nach welcher man soeben den Tiger hatte entweichen sehen. Nur Herr Shmidt, der eine Missionär, blieb mit einem Hottentotten, welcher ihm gewöhnlich als Dolmetscher diente, zurück, um erst abzuwarten, ob der Tiger wieder zurückkommen werde, ehe er sich noch den Blicken der übrigen Jagdgesellschaft gezeigt; denn es ist selten, daß der Tiger flieht. Wenn er durch Schüsse aufgeschreckt wird, läuft er gewöhnlich eine Strecke, bis er in ein sicheres Versteck kommt, von dem aus er bequem seinen Sprung gegen den Verfolger ausführen kann. Nach und nach verhallte der Lärm der Jagd. Die lezten fernen Töne wurden überrauscht durch die sich sanft bewegenden Wipfel der mächtigen Bäume und überschrien durch die aus ihrer Morgenruhe aufgeschreckten Vögel, die Afrika's Wälder in so reicher Anzahl beleben. Shmidt und sein Hottentotte bogen endlich in eine Schlucht, die vom wüthenden Wasser im Frühjahr gerissen war und selten von einem menschlichen Fuße betreten ward.

Plözlich schienen sich die starren Augen des Hottentotten zu vergrößern, seine Lippen bebten, und kaum vermochten sie den ängstlichen Ausruf: „Kaiffau! Kaiffau!“ (Tiger, Tiger!) auszusprechen. In demselben Momente wurde der Gegenstand seines Schreckens sichtbar; sprang mit zwei Säzen auf den Hottentottenzu und zerriß ihm mit einem Schlage seiner mächtigen Taze das ganze Gesicht. Shmidt legte kaltblütig seine Flinte an, um den gefährlichen Schuß gegen die Engumschlungenen zu wagen; aber der Tiger, welcher wohl ahnen mußte, welcher von Beiden sein gefährlicherer Feind sei, verließ den Hottentotten und sprang auf Herrn Shmidt los. Dieser drückte zwar sein Gewehr ab, aber fruchtlos, und stand nun unbewehrt dem gräßlichen Feinde entgegen, nur seiner natürlichen Kraft, die allerdings eine fast übermenschliche war, und dem Beistande Gottes vertrauend. Schon war der Tiger auf ihn losgesprungen. Herr Shmidt parirte den mächtigen Biß, welchen der Tiger ihm zudachte, mit dem Ellenbogen seines linken Armes, den er so tief als möglich in des Tigers Rachen drückte; mit dem rechten Arm umschlang er den Tiger und drückte ihn krampfhaft fest an sich. Dieser dagegen zerfleischte mit den scharfen, über seine Schultern geschlagenen Tazen ihm den Rücken, während er mit seinen Hinterfüßen ihm die Beine so heftig zerkrallte, daß Shmidt die Kraft einen Augenblick vor Schmerz verlor und rücklings fiel. In dieser bedrängten Lage wollte er seine Kraft nicht durch unnüzes Hülferufen verschwenden, doch schrie er dem Hottentotten zu, diesen Augenblick zu benüzen, um den Tiger, den er von unten festhielte, von oben anzugreifen. Der Hottentott aber stand mit schrecklich zerfleischtem Gesichte blutend da, und konnte wegen des überströmenden Blutes von dem furchtbaren Kampfe nichts sehen. Als Herr Shmidt merkte, daß von da aus keine Hülfe zu erwarten, sondern er ganz allein auf sich angewiesen sei, versuchte er zuerst den Tiger unter sich zu bekommen, weil er fühlte, daß er nicht mehr lange mit der einen Hand festzuhalten im Stande seyn würde. Einige mächtige Anstrengungen wollten nicht gelingen; die Kraft der Verzweiflung, die Gewißheit des Unterganges, wenn er noch kurze Zeit zu unterst bliebe, veranlaßten Shmidt zu einer lezten, krampfhaften Wendung. Der Tiger widerstand mit aller Gewalt, aber Shmidt bohrte seinen zerfleischten Fuß in die Erde, ließ den umschlungenen Tiger los, faßte ihn blizesschnell an die Kehle und drehte ihn mit kraftvollem Drucke herum, daß im nächsten Augenblicke der Tiger rücklings auf der Erde lag. Shmidt fühlte sich erleichtert. Durch die Kraft, mit welcher er dem Unthiere die Kehle zudrückte, verhinderte er dasselbe am Beißen und zog ihm nun seinen linken Arm aus dem Rachen. Dieser war leider kampfesunfähig geworden, denn der Tiger hatte ihm die Ellenbogenknochen vollständig zermalmt. So viel besser auch seine jezige

Lage war, so fühlte er doch, daß er den übermächtigen Anstrengung des Tigers nicht mehr lange widerstehen können werde, um so mehr, als derselbe ihm Rücken und Seiten auf die schmerzhafteste Weise zerkrazte.

Als er seine Kräfte schwinden fühlte, versuchte er einen lezten Angriff auf den Tiger. Er zog langsam das rechte Knie in die Höhe und sezte es dem Tiger in die Bauchhöhle. Als diese Manipulation bewerkstelligt war, ohne daß die Bestie diesen Augenblick benuzte, um ihn abzuwerfen, erhob er sich zu einem mächtigen Drucke. Der Tiger kreischte laut auf und schlug wüthend mit seinen Vordertazen. Herr Shmidt verdoppelte nun seine Anstrengung: mit der Hand preßte er die Kehle, mit dem Kniee die Bauchhöhle so gewaltig, daß der Tiger sein lautes, die Wälder erschütterndes Gebrüll ausstieß. Dies hörte die Jagdgesellschaft, die sich nach den verschiedensten Richtungen zerstreut hatte, um den unsichtbar gewordenen Feind aufzusuchen. Alle eilten jezt dem Gebrülle zu. Wenige Augenblicke später sprang der Missionär Eberstein über die nächsten Busche und sah mit Entsezen den grauenvollen Kampf. Doch es war keine Sekunde zu verlieren, Shmidt's Augen traten aus ihren Höhlen hervor — es war augenscheinlich, daß er die lezten Fibern anstrengte, daß er in der nächsten Minute loslassen mußte, und dann von der grimmigen Bestie in tausend Stücke zerfleischt worden wäre. In diesem entscheidenden Momente krachte ein Schuß — der Tiger, durch das Gehirn getroffen, streckte sich. Missionär Eberstein war herangesprungen, hatte die Büchse über seines Freundes Schulter gelegt und den gräßlichen Kämpfer mitten durch's Auge getroffen. Shmidt lag ohnmächtig auf der Leiche des furchtbaren Tigers, mit welchem er über eine halbe Stunde gerungen hatte. Unterdessen waren die Uebrigen alle herzugekommen und standen staunend um den kühnen Sieger, der jezt mit Blut übergossen auf seinem Feinde schlummerte. Eine Laubbahre wurde geflochten, auf welcher Shmidt neben dem erlegten prachtvollen Tiger im Triumphe hereingetragen wurde. Doch währte es lange, bis er sich wieder erholte; sein linker Arm konnte nicht geheilt werden. Das Fieber ergriff ihn so stark, daß er Afrika verlassen, und seine Genesung auf vaterländischem Boden, in seinem theuren Deutschland, abwarten mußte. Da lebt er denn noch jezt, und sieht mit tiefer Rührung auf einige Ueberreste jenes Tigers, den er ausgestopft mitbrachte, welcher aber jezt sehr von den Motten zerfressen ist. Er ist wieder frisch und munter geworden, und zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Kampf nennt man ihn „TigerShmidt."

Die vier Garantiepunkte zur Herstellung eines häuslichen Friedens.

Die Ehe, meine Damen, hat große Aehnlichkeit mit einer politischen Krisis. Schon die Liebe ist eine brennende Frage, die dann später meistens beigelegt wird. Die von Adam und den Erzvätern erfundene Ehe ist eine orientalische Angelegenheit, von der sich die Menschheit nicht mehr befreien wird; sie ist eine beständige Verlockung zur Machtvergrößerung, eine tägliche Verwicklung der Ansichten, eine oftmalige Krisis der Gefühle, häufig auch ein Streit um die heiligen Stätten des Hauses.

Die Ehe ist eine politische Frage, bei der es einer eroberungssüchtigen Frau häufig einfällt, ihren Mann für einen „kranken Mann" zu erklären.

So lange sich in der Ehe der Krieg auf ein gewisses äußeres Gebiet beschränkt und die Feindseligkeit sich noch nicht bis in's Herz des ehelichen Continents erstreckt, ist die Hoffnung auf Wiederherstellung der Ruhe keineswegs aufzugeben. Mann und Frau sollen nur zu „Friedenskonferenzen" zusammentreten. Der Verstand wird beiderseits als Bevollmächtigter des Herzens aufgestellt; zwischen Kopf und Herz besteht eine telegraphische Verbindung, welche das Einholen liebevoller Instructionen sehr erleichtert.

Sodann handelt es sich um Gewinnung einer Friedensbasis, welche den 4 Garantiepunkten in der orientalischen Frage ganz entspricht. Er gewährt ihr: Freiheit der Mündung, und verspricht, ihr nie auf russische Art das Maul zu verstopfen.

Dazu verlangt sie von ihm vollständige Revision resp. Beseitigung aller früheren Verträge und Verbindungen, die er mit anderen Mächten oder gar Mägden eingegangen hat.

Hingegen fordert er von ihr sofortiges Aufhören des lästigen Protectorats über seine Person, über sein Ausgehen und nächtliches Nachhausekommen.

Dagen beansprucht sie unumschränkte Handelsfreiheit im schwarzen Meer der Küche mit der Bedingniß, daß der Mann in keinen Hafen gucken darf.

Wie in der europäischen Politik, so muß man auch hier besonders trachten, das bundesfreundliche Verhältniß zu erhalten. Er darf sie durch „diplomatische Bedenken" nicht aus der Laune bringen, und sie darf ihm durch verdächtige „Militärbereitschaft" keinen Argwohn erregen.

Das Schönste ist und bleibt immer: Offenes Entgegenkommen — sei es zum Frieden oder zum Krieg. Das Langweiligste aber ist das Schmollen, wo sich jeder Theil hinter seinen Eigensinn verschanzt und den andern höchstens durch zeitweilige Ausfälle zu reizen sucht, wo man sich alle Gemüthserquickung abschneidet, und ein Herz das andere aushungern will. Da bleibt dem Mann nichts übrig, als sich auf dem Dampfboote: „Der Strohwittwer," 400 Pferdekraft, einzuschiffen, oder Sebastopol mit Sturm einzunehmen. (Punsch.)

Miscellen.

× Am Morgen fasse einen Beschluß und auf den Abend führe ihn aus, denn Morgens bist Du am vorsichtigsten und Abends am muthigsten.

× Liebe und Freundschaft stehen wie Sonne und Mond selten am Himmel zusammen, und wenn ja einmal, nur kurze Zeit, und der Mond dann blaß und verkrüppelt.

Raritäten Kästlein.

⊙ Schneppe. Die Russen und Franzosen sollen sich mitunter sehr **heiße** Gefechte liefern. — Henneberg. Ja, je heißer die Gefechte, je mehr werden dadurch **kalt gemacht.**

⊙ A. In Frankreich geht immer noch das „rothe Gespenst" um. Man spricht wieder von zahlreichen sozialistischen Verhaftungen. — B. Frankreich muß doch einigen Ersaz haben. Da es so sehr arm an **Geistern** ist, behilft sich's mit **Gespenstern.**

Anagramm.

Vor- und rückwärts zeigt's mein Name,
Daß ich prophezeihen kann.
Große, Kleine, Blinde, Lahme
Rufen mich Propheten an,
Daß ich sag', wie viele Jahre
Sie noch leben in der Welt!
Der sieht sich schon auf der Bahre,
Jener seufzt: mein vieles Geld.
Doch gibt's Viele, die da scherzen
Ueber den Orakelspruch.
Meist nimmt man ihn nicht zu Herzen,
Hält für Zufall ihn und Trug.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:
Flachs. Leinwand. Papier.
Wasserfall.
Main.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.